

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Der ungeleerte Becher [Fortsetzung]
Autor: Burg, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ein Savonarola, haben mit ihren Ausschreitungen der Weltlust auf die Dauer keinen Gehalt getan.

Die Aufgabe ist die, nicht das Leben schlechtweg abzulehnen, sondern es ernst zu nehmen. Nach seinem Ernst, nach seiner wahren Bedeutung aber wird es der nicht nehmen, der nie an seine Begrenztheit und Gebrechlichkeit denkt. Wir haben für diese Art den trefflichen Ausdruck „In den Tag hineinleben“. Und das tun Tier und Pflanze auch. Des Menschen Sache ist es aber, dabei nicht zu bleiben, etwas anderes zu sein. Kommt er über das tierisch-pflanzliche Leben nicht hinaus, dann ist er schon so gut wie tot. Dies ist die Auffassung, gegen die das große, endlose, in Wort und Bild die Geschichte durchziehende Memento mori sich richtet. Die Freude am Grotesken, der Humor mag sich der Idee noch so köstlich bemächtigt haben, die Predigt bleibt; ob sie im Pathos oder in der Satire oder in der rein künstlerischen Freude am Düstern und am Gruseln steckt, die Predigt bleibt darin. Und jeder Predigt mächtigstes Register wird immer der Hinweis auf die Zerstörung unseres Leibes und auf die Hässlichkeit des Gestells sein, das die mehr oder weniger blühende Neuheitlichkeit bekleidet.

Sie hat denn auch das größte Können gereizt, sich in ihrem Dienst zu versuchen. Was ausgeführte Kunstfertigkeit in Treue der Darstellung in einzelnen Fällen geleistet hat, übersteigt jede Vorstellung. Oben in der ehrwürdigen Altstadt von Bar-le-Duc, wo die schwarzen stillen kleinen Renaissancepaläste vor ihren wuchernden Gärten in der Verlassenheit trauern um die vergangenen Zeiten glänzender Hofhaltung der Herren Herzöge von Bar, liegt ein solches Wunderwerk geborgen. In einer Seitenkapelle der dunklen Kathedrale hat eine trauernde Fürstin ihrem Gatten ein Grabmal errichtet, das in grauenhafter Wahrheit den halbvergangenen Leib in der Hülle von Wehr und Zier seines Namens zeigt. Mit einer Rührung ohne Gleichen hat der Künstler das Bild der Verwesung in Stein gehauen. Als eine Mahnung hatte es die Fürstin so gewollt, eine grausame Mahnung für sich selbst. Der Stein hat wohl noch manchem seine stille Rede gehalten. In der stillen lothringischen Landstadt geht durch und hält an der Expreßzug Paris-München-Konstantinopel. Wie viele mögen es sein, die dem seltsamen Wunder der Bildhauerkunst die Ehre gegeben?*)

Ist Raffierung der eigenständigen, weltstifterfranken Seele die Mutter dieses Gedankens gewesen und schreiten wir darum auch vorwiegend unter dem Eindruck einer grauam rauhen Predigt von dannen, so hat man das Gefühl dämonischer Freude an der unbartherzig wahren Darstellung des Gräßlichsten vor dem schrecklichen Meisterwerk in farbigem Wachs in einem glücklicherweise angemessen dunklen Winkel des Bargello zu Florenz. Dort ist die Verwesung menschlicher Körper, in kleinstem Puppenformat freilich, mit einer Treue gegen die Gestalt nicht nur, sondern auch gegen die farbigen Ercheinungen, das Blau-schwarzhliche, in einem so bildsamen Stoff, wie das Wachs ist,

*) Eine Parallele siehe in der Abteilung „Altfranzösische Skulptur“ im Louvre.

zu einer Vollendung gebracht, welche an die Nerven auch des starken Mannes Ansprüche stellt, denen man die wenigsten gewachsen sieht. Wenn wir auch hier vielleicht weitab gelangt sind von den großen Geistesströmungen, die den Freund Hein als Bundesgenossen ins Bordertreffen aufgeboten haben, zur Geschichte unseres Verhältnisses zu ihm bietet das unheimliche Machwerk dieses krasse Naturalisten seinen nicht zu mißachtenden Beitrag.

Mit der burlesken Neugier des Künstlers nach einem schöpferischen Verhältnis zu dem Gegenstand, mit der Burleske, die sich in der Darstellung des Menschen je nach seiner verschiedenen Aufnahme des Todes für den Künstler ergibt einerseits und der Schilderung des Gegenstandes als Predigtmotiv anderer und wohl ersterseits, ist aber die Stellung des Knochenmanns in Kunst und Literatur noch nicht erschöpft.

In beiden zugleich liegt die Wurzel zu einem Gedanken, der dann doch wieder weislich zu sondern ist, ob er sich nun, wie meist der Fall gewesen, auf religiösem Weg oder auf dem rein weltlichen Denkens gebildet hat, der Gedanke, den Tod für die Satire in Anspruch zu nehmen. Der Gedanke an den Tod muß jedem Ohnmächtigen, jedem Bedrückten eine gewisse Ruhe, eine gewisse Unbefangenheit, aber mehr als das, Mut, sogar Keckheit geben im Hinblick auf den Gegenstand seiner Klage. Je mehr sich sein Nebeltäter überhebt, desto fräufiger wirkt sein Sturz aus aller Erdenherrlichkeit, desto süßere Genugtuung winkt dem Leidenden. Das Ende, das über ihm hängt, wird diejenigen sogar den Mut geben, sich in Bild oder Wort gegen ihn zu wenden. Indem er ihn dem Tod gesellt, kann er ihm seine ganze menschliche Glendigkeit vorhalten, kann ihn aller seiner Fehler zeihen, kann ihm mittelbar drohen, kann ihn strafen, kann sich rächen. Er kann sich so ein ganz persönliches Bene tun. Er wird aber, jenachdem er Geist genug hat, dies in bedeutender Weise zu tun, also daß die Allgemeinheit und wohl auch die Zukunft mithält, sich auf eine höhere Warte stellen, wird die Missstaten einer Partei, eines Standes, einer ganzen Menschenfamilie oder mehrerer zur Zielscheibe seines Spottes und seiner Strafrede nehmen; er wird, wenn er ein wahrer Weiser ist, sich auch noch weiter erheben und in Erkenntnis der allgemeinen Schwäche „aller Welt Spiegel“ geben in seinem Werke. Alles Menschenleben und -treiben kann da untersucht und verhandelt werden; die größte Aufgabe, die ein Dichter sich vornehmen kann, die ganze Menschheit um sich her kann er sich schaffen, erzählend, lyrisch, dramatisch, er kann in dem einen Augenblick ihres Scheidens zugleich ihr Leben bringen, seine ganze Zeit kann er schildern und richten. Dienen kann er ihr, helfen kann er ihr vielleicht. Und wenn er schon lange selbst hat mitgehen müssen, so kann er sich noch in späteren Jahrhunderten freuen; dann erreicht der Künstler seines Werkes den letzten Höhepunkt; dann kommen noch die Gelehrten, schöpfen daraus eine ganze Weisheit über ihn und seinegleichen, wie sie gelebt, gedacht, getan und gemeint haben. Er gehört dann der Kulturgeschichte an. (Schluß folgt).

Der ungeliebte Becher.

Nachdruck verboten.

Novelle von Anna Burg, Narburg.

VI.

Aber sie schüttelte den Kopf und erwiederte lächelnd: „Gerade, daß wir so sicher sind, uns nie zu heiraten, finde ich an unserm Verhältnis das Schönste.“

Ein Schatten umwölbte seine Stirn.

„Das ist nicht eben schmeichelhaft für mich.“

Sie sah ihm voll ins Gesicht.
„Verstehen Sie mich nicht, lieber Freund? Sind denn Freundschaft und Liebe so weit voneinander entfernt? Sie sagen, daß Sie mich lieben... Nun ja, ich liebe Sie auch; aber muß man sich deswegen heiraten?“

Als sie so ruhig die Worte sprach: „Ich liebe Sie auch“, zuckte er heftig zusammen und machte eine rasche Bewegung, als wollte er auf sie zutreten und nach ihren Händen fassen. Dann wandte er sich aber und sagte:

„In diesem Punkt verstehen wir uns noch nicht.“

„Nein, er verstand sie nicht. Unsonst grübelte er über ihr Wesen nach. War sie so küh, so frei von aller Leidenschaft, daß sie keine andere Liebe als dies ruhige Sichverstehen kannte?“

Von nun an traf Hans Albrecht oft mit Senta zusammen. Er begegnete ihr regelmäßig auf dem Tour von Frau von Senden und besuchte sie auch häufig zu ihrem Five o'clock. Das Zusammensein mit ihr war ihm Bedürfnis geworden. Er fühlte, daß ihre Gegenwart verebeld auf ihn wirkte, und in Momenten idealen Aufschwungs schätzte er sich glücklich, durch solch reine Freundschaft mit dieser Frau verbunden zu sein.

Aber er war jung und verliebt. Der Gedanke, daß diese Freundschaft Endziel und Zweck ihrer Bekannschaft sein sollte, schien ihm lächerlich. Er hoffte mit Bestimmtheit, sich Santas Liebe zu erringen und sie einst zu seiner Gattin zu machen. Vorläufig gewährte es ihm einen süßen Genuss, sie mit weicher, diskreter Zärtlichkeit sanft zu umwerben, was sie sich auch gefallen ließ. Ja, es schien ihm oft, als sehe er den Widerchein seiner Glut in ihren Augen; dann überströmte seliges Glückshoffen sein Herz.

Einmal sagte er es ihr ganz ehrlich, daß er bestimmt hoffe, sie einst als Gemahlin seiner Mutter zuführen zu können.

Oder hatte sie bis jetzt nur nicht den Mann gefunden, der diese Leidenschaft in ihr zu erwecken vermochte? Es erfüllte ihn mit einer Art Raserei, zu denken, daß einem andern dies gelingen könnte. Und doch hatte er das bestimmte Gefühl, daß sie ihm gegenüber nicht kalt blieb. Er spürte es ja, das Fluidum, das von ihm zu ihr, von ihr zu ihm den geheimnisvollen magnetischen Zauber spann!

Er hatte schon viele schöne Frauen gekannt, bei denen er gleich auf den ersten Blick, auf den ersten Händedruck wußte, daß sie kalt und leidenschaftslos waren. Bei Senta war es nicht so. Er ahnte in ihr verborgene, fest im Baum gehaltene Glut. Wie glücklich mußte der sein, der diese zu entfesseln imstande war!

Und er selbst — er wollte derjenige sein. Er schwor sich's zu in Momenten himmelstürmenden Hoffens, wenn ein Blick von ihr ihm mehr verraten hatte als ihre kühlen Lippen.

Senta selbst fühlte sich in dieser Zeit sehr glücklich. Die Leere war aus ihrem Leben gewichen oder machte sich doch nicht mehr fühlbar. Sie hatte wieder Interesse an ihrer eigenen Person gewonnen; sie kleidete sich mit mehr Sorgfalt, frisierte sich gefälliger, schmückte sich mehr, und wenn ihr Bild sie lieblich und von Jugendhauch überzogen aus dem Spiegel anlachte, so bereitete es ihr ein kindliches Vergnügen.

Sie freute sich auf die Besuche Hans Albrechts. Seine zärtlichen und doch so ehreerbietenden Blicke, seine sanfte Art, ihr zu huldigen, taten ihr wohl. Der süße Zauber der Liebe umstrickte schmeichelnd ihre Sinne; aber ihr Kopf blieb frei und klar.

Sie wußte genau, daß es ihr einen herben, schwer zu verwindenden Schmerz bereitet hätte, wenn es ihm eingefallen wäre, sich mit Gleichgültigkeit von ihr abzuwenden; aber sie wußte ebenso genau, daß sie nie sich enttäuschen würde, ihn durch die Ehe auf immer an sich zu fesseln.

Als er sie eines Tages zur gewohnten Stunde besuchte, hatte eben die Schneiderin sie verlassen.

Über einen Stuhl ausgebreitet, lag ein Ballkleid von leichter blaßlila Seide.

„Sie kommen eben recht,“ rief sie ihm heiter zu; „wie finden Sie dies Kunstwerk?“

Er blieb davor stehen und sagte lächelnd: „Ich sehe nichts daran, solange Sie nicht darin stecken.“

„Die Schneiderin sagt, daß es gut sitze,“ meinte sie, gedankenvoll und vertieft in den Anblick des duftigen Stoffgerisels.

Zum ersten Mal sah er sie so ganz als Frau, ihr ganzes Interesse absorbiert von einer Toilette. Ohne daß er sich recht klar darüber wurde, bereitete ihm dies eine geheime Genugtuung. Trotz allem — sie war ein Weib! Und es mußte möglich sein, sie über ihre außergewöhnlichen Ideen hinweg zu erringen.

„Wollen Sie nicht eine Kostümprobe veranstalten?“ fragte er.

Sie überlegte ein wenig.

„Das wäre ein Gedanke. Wollen Sie sich eine Viertelstunde gedulden? Wenn Sie dann sagen, daß mir das Kleid gut steht, werde ich beruhigt auf den Ball gehen.“

„Eigentlich sollte es Ihnen gleichgültig sein, wie Sie in dem Kleid aussehen, da Ihnen das Urteil der Menschen sonst so wenig bedeutet,“ sagte er mit einem kleinen Stich ins Boshafteste.

Sie wandte sich ihm erstaunt lächelnd zu.

„Also, Sie können auch spitzig werden? Aber ich will Ihnen gestehen, daß ich wie alle Frauen auf einem Ball so hübsch als möglich aussehen möchte.“

Sie nahm das Kleid behutsam auf den Arm.

„Wollen Sie die Probe abnehmen?“

„Und ob!“

Darauf verschwand sie im Nebengemach.

Er blieb auf demselben Fleck stehen und horchte nach der Tür. Das leise Rauschen von Kleidern drang an sein Ohr. Das trieb ihm eine Blutwelle zum Herzen. Hastig begann er auf- und abzugehen.

Plötzlich fiel ihm an der Wand zwischen allerlei aufgehängten Ansichtskarten, Fächern und dergleichen ein Bildchen auf, das offenbar aus einer illustrierten Zeitschrift herausgeschnitten war. Es stellte die Welt als dunkles Chaos vor, von der einen Seite von Wassern überflutet, auf öden Felsblöcken sturmgepeitschte Bäume, jagende Wolken am Himmel und im Vordergrund, auf ein kleines Stücklein Land getrieben, die Leiche eines Menschen. Hoch über dieser in der Luft ein herabstürzender Geier. Unter diesem Bild standen die Worte: Das Wesen dieser Welt vergeht.

Diese Worte, nicht weniger als das Gemälde selbst, fesselten Hans Albrecht in eigentümlicher Weise. Er blieb eine ganze Weile davor stehen, bis sich die Tür zum Nebenzimmer wieder öffnete und das Knistern einer seidenen Schleife ihn aus seiner Verunkenheit weckte.

Senta wurde sehr verwirrt, als er ihr etwas näher trat und sie von oben bis unten betrachtete.

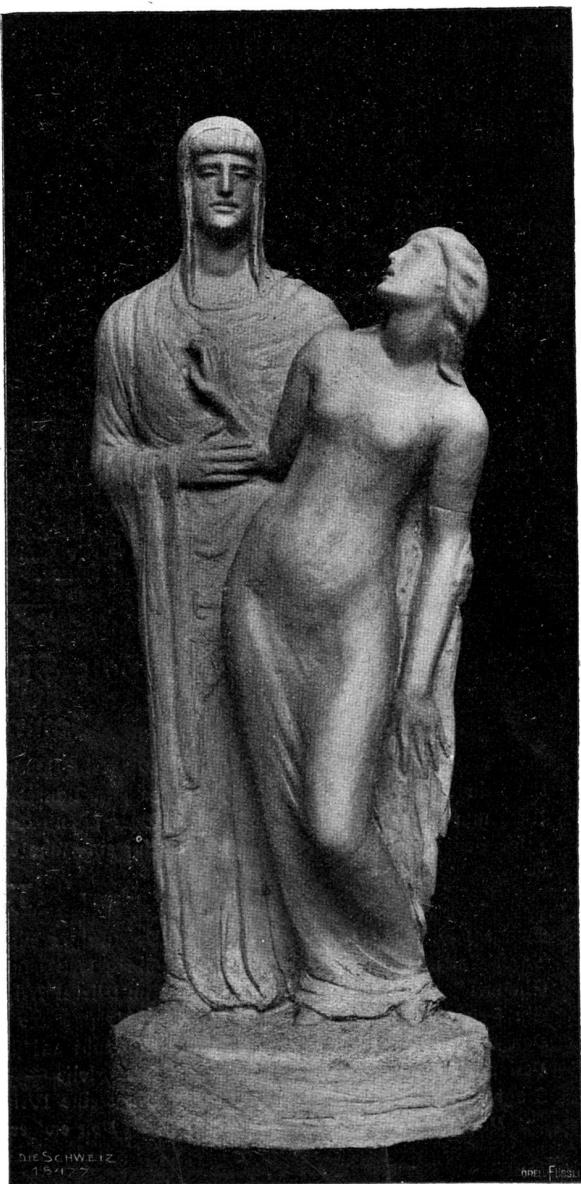
Die Lilafarbe ließ sie sehr blaß erscheinen, sodaß ihre Augen fast schwarz aus dem weißen Gesicht hervorleuchteten. Das Kleid war ausgezerrt, hatte aber lange Ärmel, wie es eine Zeit lang Mode war. Die klassische Haltung ihres Kopfes, die edlen Linien des Halses kamen jetzt voll zur Geltung; durch die lange Schleife wirkte ihre Erscheinung größer und machte mehr als je den Eindruck aristokratischer Vornehmheit.

„Nun?“ fragte sie, in holder Verlegenheit, sich langsam vor ihm drehend.

„Ich finde kein besseres Wort als das alte, banale: Sie sind sehr schön!“

„Das genügt mir auch,“ erwiderte sie lachend, „und somit wäre die Probe zur Zufriedenheit beider Teile erledigt.“

Sie machte Anstalten, sich wieder in das Schlafzimmer zurückzuziehen, da sie sich im schleppenden Gewande hier im



Der Tod und das Mädchen.
Nach einer farbigen Skulptur von Arnold Böcklin, Lenzburg-Florenz.

engen Salon unbehaglich fühlte. Er hob aber bittend die Hand.

„Nicht doch, Frau Senta, gönnen Sie mir Ihren Anblick noch ein wenig! Auf dem Ball werde ich mich nicht so darein versenken können wie hier.“

„Ja; aber bedenken Sie: Ich darf mich nicht zeigen, mich kaum rühren, weil das Kleid sonst zerknittern und von seiner Frische einbüßen könnte.“

„Gehen Sie ein wenig hin und her!“ bat er.

Sie tat scherzend nach diesem Geheiß; das Gefühl, hübsch zu sein, beglückte sie, das Gefühl, ihm zu gefallen, noch mehr. Er verfolgte sie mit bewundernden Blicken.

Zufällig flog sein Blick dabei wieder über das Bild, das er vor ihrem Eintritt betrachtet hatte, und während er den Zauber ihres Wesens in sich frank, tönte es ihm in den Ohren: Das Wesen dieser Welt vergeht.

Er deutete auf das Bild und fragte:

„Aus welchem Grund haben Sie dies Wort in Ihrem Salon sichtbar angehängt? Aus Philosophie oder Religiosität?“

Der Ausdruck ihres Gesichtes, der eben noch der eines lebensfrischen Weibes gewesen, machte einem ernsten, sinnenden Platz.

Sie trat vor das Bild.

„Philosophie? Religiosität? Vielleicht war beides ein wenig im Spiel, als mich der Wunsch überkam, diesen Bibelspruch und dieses Bild stets vor Augen zu haben. Kennen Sie ein Wort, das besser die Wogen der ewig wünschenden, ewig fragenden Seele glättet? Sie glauben vielleicht, daß ich hier in meinen vier Wänden ruhig und teilnahmslos dahinlebe, nur mit mir selbst beschäftigt. Dem ist nicht so. Ich höre wohl den Angstschrei der Kreatur, der ununterbrochen die Welt durchzittert, ich versuche wohl, wo ich irgend kann, mein Tröpflein Balsam in die große Menschheitswunde zu gießen; aber ich fühle auch meine Ohnmacht. Und wenn das wilde anklagende „Warum“ in mir aufsteigen will und die Dual hilfsunfähigen Misleids mich niederrichtet, dann kann' ich nur ein Trostwort: Das Wesen dieser Welt vergeht...“

Der seltsame Kontrast des zum Ball geschmückten Weibes mit der ernsten Rede bestriete Hans Albrecht, und was sie sagte, beschämte ihn.

„Ich hätte das Wort allerdings viel profaner aufgefaßt,“ gestand er. „Ich würde mir sagen: Wo dir eine Freude blüht, pfücke sie rasch, wo dir ein Glück winkt, nimm es in den Arm, genieße ohne langes Besinnen; denn — das Wesen dieser Welt vergeht!“

Er stand dicht hinter ihr. Der seine Duft, der ihre Person umgab, umschmeichelte ihn, der süße Schwindel, der ihm seine Sinne zu umfangen begann, raubte ihm die Selbstbeherrschung, und plötzlich umhing er sie von hinten mit beiden Armen und drückte einen langen, leidigen Kuß auf ihren Nacken.

Sie zuckte heftig zusammen, und ihre Augen schlossen sich. „Was fällt Ihnen ein?“ fragte sie, sich langsam aus seinen Armen windend.

„Verzeihung!“ stammelte er. „Verzeihung, Frau Senta; Sie wissen ja, daß ich Sie liebe!“ Sie antwortete nicht, sondern ging gesenkten Blickes an ihm vorbei in ihr Schlafzimmer.

Er blieb in peinlicher Aufregung zurück. Sollte dies der Abschied sein? Wünschte sie ihn nicht mehr zu sehen?

Aber es schien ihm unmöglich zu gehen, ohne ein Wort von ihr erlangt zu haben.

Er wartete.

Nach zehn Minuten kehrte sie zurück, wieder in ihrem einfachen Hauskleid.

Er hatte Lust vor sie hinzukneien und ihre Hände zu küssen. Sie aber tat, als wäre nichts geschehen, und sagte mit vollkommenster Ruhe:

„Nun wollen wir endlich Tee trinken!“

Fast jubelnd kam es von seinen Lippen:

„Also, Sie zürnen nicht?“

Da sah sie ihn an. Was er in ihren Augen las, erfüllte ihn mit einem Taumel des Entzückens.

„Wie sollte ich wohl zürnen?“ fragte sie mit einem süßen Lächeln. Doch als er mit einem Ausruf der Wonne auf sie zutrat, hob sie abwehrend die Hände und bat:

„Nicht wieder anfangen!“

Es ward ihm schwer, die zur Flamme entfachte Blut zu bemeistern; aber er gehorchte schweigend, dankbar, daß sie ihm ihre Huld nicht entzog.

Als er ihr dann so gegenübersaß beim matten Lampenschimmer und ihr holdes Gesicht vor sich sah, fragte er leise und weich:

„Warum wollen Sie nicht meine Frau werden, Senta?“

„Sind Sie der Freundschaft zu mir schon überdrüssig?“ fragte sie dagegen.

„Ich weiß nichts von Freundschaft, ich weiß nur von Liebe.“

Sie legte die Hand über die Augen. Ein wehes Gefühl durchzuckte sie. War sie da, die Mauer, die Mauer des Nicht-verstehens zwischen ihm und ihr?

Er rückte unwillkürlich näher zu ihr hin. „Hab' ich Sie verletzt, Senta? Ich wollte es nicht. Halten Sie es meinem Jugendgestüm zugute! Ich will geduldig sein; glauben Sie mir, ich bin glücklich, nur in Ihrer Nähe atmen zu dürfen!“

Er kam nicht mehr auf seine Frage zurück, ob sie sein Weib werden wolle. Aber als er sie verließ, dachte er noch lange mit heimlichem Erstaunen des seligen Augenblicks, da er sie in seinen Armen gehalten und seine Lippen auf ihrem Halse geruht.

(Fortsetzung folgt).

Gedichte von Siegfried Lang (Bern).

Sommers Ende.

Nun des Sommers Reigen schied,
Hat dein Weh sein Ziel gefunden,
Wird nun froh dein leises Lied
Stille Seligkeit bekunden?

Wird ein Hauch von deinem Glück
Sich zu Dankesweisen fügen?
Oder schaut du bang zurück
Auf ein Jahr voll Wahn und Lügen?

Oder gehst du, finnend, trüb,
Wo sich Zweige schauernd neigen,
Ob nicht eine Blüte blieb
Vom verwehten Rosenreigen?

Herbst.

Es weht so linde Luft
Durch Tal und Höh'n,
Ein weicher Silberduft,
Ein fern Getön
Von Herdenglocken nur —
Verloren — — leise — —
Singt eine Weise
Von ew'ger Ruh.

Von weißer Birke weht
Ein golden Blatt,
Im Wirbel kreist und dreht
Sich's falb und matt
Und ruht auf stilem Moos —
Horch, leise — — leise — —
Singt eine Weise
Von ew'ger Ruh.

Es weht durch Busch und Strang
So glutennäud — —
Ein süßer, weher Hauch — —
Verblüht, verglüht
Der Rosen heißer Duft — —
Nur leise — — leise — —
Singt eine Weise
Von ew'ger Ruh — —

